

**Jahrestagung der badischen Landeskirche im Haus der Kirche, Bad Herrenalb,
zu Fragen aus Ökumene, Mission, Kirchlichem Entwicklungsdienst
vom 13.-15.7.2009**

**Vortrag Pfr. Wilfried Neusel, Fachstelle Theologie des EED, zum Thema:
„Zukunftsfähiges Deutschland in einer globalisierten Welt – Theologie und
Entwicklung in Deutschland“**

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Schwestern und Brüder,

wenn ich die Ausschreibung richtig verstanden habe, soll ich mich auf die 2., von Brot für die Welt, EED und BUND 2008 herausgegebene Studie „Zukunftsfähiges Deutschland“ als aktuelle Zeitansage und Positionsbeschreibung beziehen, d.h. 656 Seiten mit Ihnen verarbeiten, und dies in theologischer Reflexion von Entwicklung überhaupt. Ich bin jedenfalls dankbar, dass Sie mir nicht aufgetragen haben, eine Theologie der Entwicklung abzuliefern.

Nun, ich beginne mit einem Quiz. Sie dürfen raten, aus welcher Quelle ich jetzt zitiere!

„Der christliche Glaube hat zwar die westliche Gesellschaft und von ihr ausgehend die Menschheit in mancher Beziehung geprägt und zur Herausstellung der Leitbilder von sozialer Gerechtigkeit, Freiheit und Menschenwürde beigetragen. Doch die biblische Botschaft ist in dieser Hinsicht nicht selten verdunkelt worden. Das Eintreten für Frieden, für eine gerechte Ordnung und für gesicherte Menschenrechte hat sich oft von der Kirche getrennt, wurde außerhalb der Kirche überzeugender vertreten und eine Sache säkularer und antikirchlicher Bewegungen. Dies anzuerkennen ist ein Gebot kritischer Einsicht.“ (67)

„Die Besinnung auf die theologische Begründung der Entwicklungsverantwortung hilft nicht nur der Kirche zur Klärung ihres Standorts, sondern leistet auch einen Beitrag zum Verständnis der Entwicklungsverantwortung überhaupt. Der christliche Glaube findet im entwicklungspolitischen Engagement unter den heutigen Umständen eine entscheidende Bewährungsprobe. Umgekehrt weist das entwicklungspolitische Engagement zurück auf ein vertieftes Verständnis dessen, was christlicher Glaube in der heutigen Welt bedeutet....Von der Entwicklungsverantwortung her fällt ein neues Licht auf das, was in der neuen Weltsituation Schöpfung, Versöhnung und neue Welt bedeuten.“ (68)

„Wo die Bezeugung des Evangeliums Verkündigung und Dienst verbindet, erneuert sich die Kirche. Mission, ökumenische Diakonie und kirchlicher Entwicklungsdienst sind Lebensäußerungen, unter denen heute solche Erneuerung geschieht.“ (79)

Weiter heißt es dort: „Die Diskrepanz zwischen Zielvorstellungen und Ergebnissen von Entwicklungsplänen und –projekten wird weitgehend dadurch verursacht, dass soziale, gesellschaftliche und kulturell-religiöse Faktoren gar nicht oder zu wenig berücksichtigt werden.“ (22)

Des weiteren: „Schließlich verursacht das gegenwärtige System der Weltwirtschaft eine Fortdauer der durch den politischen und wirtschaftlichen Kolonialismus begründeten Abhängigkeit.“ (23)

„Die ökumenische Diskussion hat die Akzente verschoben, seit sie der Frage nachgeht, weshalb ein großer Teil der Menschen in den Entwicklungsländern vom wirtschaftlichen, sozialen und politischen Fortschritt ausgeschlossen ist. Es ist heute na-

hezu unbestritten, dass die Ursache dafür weitgehend in den Sozial- und Wirtschaftsstrukturen der Entwicklungsländer sowie der Abhängigkeit von den Industriestaaten zu suchen ist. Unterschiede in der wirtschaftlichen Entwicklung verschiedener Kulturen hat es zwar immer gegeben, der europäische Kolonialismus hat sie jedoch verschärft. Er zerstörte Kulturen in eroberten Ländern, beutete die natürlichen Quellen ihres potenziellen Reichtums für eigene Zwecke aus und machte die Kolonien zu billigen Rohstofflieferanten. Dies sind die Entwicklungsländer bis heute weiterhin geblieben.“ (32)

„Die notwendige Neuordnung der Weltwirtschaft macht in einigen Wirtschaftsbereichen eine Umstrukturierung unserer eigenen Wirtschaft erforderlich. Dadurch ist die Entwicklungspolitik mit der Innen- und Gesellschaftspolitik eng verbunden. Wirksame Entwicklungspolitik kann nicht nur aus dem Überfluss unseres Wohlstands heraus geleistet werden. Sie erfordert vielmehr einen kostspieligen Anpassungsprozess.“ (56)

„Niemals waren die technischen Möglichkeiten zur Verwirklichung dieses Ziels günstiger als jetzt, niemals aber auch wurden sich Menschen deutlicher bewusst als in der gegenwärtigen atomaren, biologischen und ökologischen Bedrohung der Erde, dass die Gefahr der Selbstzerstörung durchaus im Bereich des Möglichen liegt.“ (69)

Alle Zitate sind 36 Jahre alt und stammen aus der Denkschrift des Rates der EKD „Der Entwicklungsdienst der Kirche - ein Beitrag für Frieden und Gerechtigkeit in der Welt“. Sie finden hier das gesamte Repertoire kritischer Analyse und eine steile eklesiologische These, die besagt, dass sich an unserer missionarischen und diakonischen Existenz Sein oder Nichtsein von Kirche entscheidet.

Im Gegensatz dazu können Sie heute unter der Überschrift „Die Krankheit der Ausgewogenheit“ in Zeitzeichen Nr. 7/09 von Dr. Reinhard Höppner lesen: „Die EKD leidet an der Krankheit der Ausgewogenheit. Sie fragt: `Wie wirkt das, was wir sagen, auf welche Partei und Interessenvertretung? Bin ich nicht irgendeiner Position zu nahe? Muss ich nicht noch einen Satz für die andere Partei und Gruppe unterbringen? Das heißt, die EKD benimmt sich so, wie Politiker sich benehmen. Doch das ist nicht evangeliumsgemäß.“

Ähnliches hörte ich am 19.6. von Erhard Eppler während eines Symposiums der Erlassjahrbeziehung in Köln: „Ich wüsste nicht, wann in den letzten 25 Jahren die EKD etwas von Bedeutung gesagt hätte.“

Durch die Hintertür unserer Entwicklungsdienste sollen wir nun wieder sprachfähig werden, um zur Verhinderung der globalen Katastrophe beizutragen. Aber alles Wesentliche wurde schon 1973 gesagt, nach der gesellschaftlichen Zäsur, die von der Studentenbewegung angestoßen und im Blick auf Ökologie vom renommierten Club of Rome vertieft wurde.

Was Sie in der 2. Studie ZD lesen, ist nichts qualitativ Neues, aber dramatischer wegen des menscheitsgeschichtlich winzigen Zeitfensters für die Linderung der Katastrophe. „Der offiziellen Besorgnisrhetorik angesichts Klimakrise und Globalisierungsfolgen zum Trotz geht vieles in Politik, Wirtschaft und Alltag weiter seinen gewohnten Gang.“ Kleine Kurskorrekturen werden durchaus gewürdigt. „Grundlegende Änderungen sind jedoch nicht erfolgt.“

Nötig ist, so ZD II, ein Wandel von der Zivilisation des „fossilen Zeitalters“, das in 200 Jahren die Ressourcen von 200 Millionen Jahren wie im Rausch konsumierte, zur „post-fossilen“ Zivilisation, die von der Frage geleitet ist: „Wie viel ist nötig?“ „Die Visionen, die das Engagement für eine zukunftsfähige Welt beflügeln, lassen sich in

vier Leitbildern fassen: ein kosmopolitisches, das auf die Verwirklichung der Weltbürgerrechte zielt, ein ökologisches, das die Umriss eines neuen, anderen Wohlstands zeichnet, ein sozialpolitisches, dem es um Teilhabe und Einfluss aller in der Gesellschaft geht, und schließlich ein wirtschaftspolitisches, das den Blick auf die tragenden Säulen einer ganzheitlichen Wirtschaftsweise richtet.“ (Alle Zitate aus der Kurzfassung).

Wie schon in der 1. Studie ZD finden Sie viele Statistiken, analytische Untermauerungen und, was das wichtigste ist, konkrete Hinweise und Schritte zu einer grundlegenden Veränderung, die natürlich noch stärker als in ZD I auch die Möglichkeiten des heutigen technologischen Fortschritts einbeziehen.

Es ist also wieder eine prophetische Stimme da, die, wie es im Untertitel der Studie heißt, einen „Anstoß zur gesellschaftlichen Debatte“ geben will und zum x-ten Mal bestätigt, was andere Studien im Laufe der letzten 40 Jahre schon gesagt haben.

Unsere Frage ist, wie wir theologisch damit umgehen. Einen Ansatz bietet die Studie im Kapitel 7 „Gastrecht für alle“. Der Einsatz für die Macht- und Mittellosen dieser Welt wird zum Kriterium für die Zukunftsfähigkeit Deutschlands – und hier ist Deutschland pars pro toto für die westliche Welt. Dieser Ansatz einer durch und durch säkularen Studie ist kongruent mit der Konsensformel der ökumenischen Bewegung spätestens seit der Weltmissionskonferenz von Melbourne 1980. Dort heißt es im Bericht der Sektion I, 20 a): „Die Kirchen werden ihre Haltung der Wohltätigkeit und Almosen aufgeben müssen, durch die sie sich bisher zu den Armen herabgelassen haben; in vielen Fällen bedeutet das eine radikale Änderung im institutionellen Leben der missionarischen Bewegung. Die Kirchen werden auch bereit sein müssen, auf die Armen zu hören, so dass sie das Evangelium von den Armen hören können und ebenso davon erfahren, wie sie dazu beigetragen haben, sie arm zu machen.“ Gottes „vorrangige Option für die Armen“, wie es seitdem schlagwortartig heißt, wird zum hermeneutischen Schlüssel unseres Bibelverständnisses und bedeutet, dass wir von dort aus unseren je eigenen, aber auch unsere jeweiligen kollektiven Positionen finden müssen.

Dabei fällt zunächst auf, dass – wie schon beim begüterten jungen Mann, den Jesus lieb gewonnen hatte – die Aufgabe von Privilegien ein entscheidendes Hindernis für die Nachfolge Jesu ist (Lk 18, 18ff), aber auch Sorge und Kleinglaube der Jünger stehen im Wege. Angst vor den Folgen des aktuellen Bekennens und konsequenten Handelns ist die Herausforderung, die sowohl Mose und die Propheten als auch Jesus Christus in höchste Bedrängnis brachten.

Wir müssen dies in Rechnung stellen, wenn wir von Entwicklung sprechen. Ganz abgesehen von der notwendigen Überwindung der westlich-technokratischen und fragmentierten Vorstellung von Entwicklung ist vor allem die Überwindung der Furcht vor der Macht der lokalen, nationalen und internationalen Eliten eine entscheidende Bedingung für Veränderung. „Empowerment“, „Human Rights Based Approach“, „People Centered Community Building“ sind Konzepte, die Macht herausfordern und damit existentiell risikoreich sind.

Wenn wir nicht bei Erklärungen über das Versagen der Kirche, bzw. über das Scheitern von Entwicklungszusammenarbeit, stehen bleiben wollen - letzteres übrigens nach Franz Nuschellers Resümee von 2004 (Entwicklungspolitik, 5. Aufl.) in seiner Pauschalität unzutreffend - , werden wir uns erneut auf die biblischen Zeugnisse über den Umgang mit dieser condition humaine einlassen müssen. Dies kann uns zu einem unideologischen Realismus hinsichtlich qualitativer Veränderungen menschlichen Verhaltens, aber auch zu den spirituellen Hoffnungspotenzialen führen.

Wir erinnern uns an die List Schifras und Pua in Ex 1, die sich der Vernichtung der männlichen Nachkommenschaft des Volkes in Ägypten widersetzen, an die Prostituierte Rachab (Jos 2), an Esther und Ruth, aber auch an Josef, David, Daniel, die sich nicht in Märtyrerposen flüchteten, sondern Gottvertrauen mit Klugheit und List verbanden, so wie Jesus es auch seinen Jüngern gebot (Mt 10, 16).

In die heutige Zeit übertragen, bedeutet es für mich, in verlässlichen Netzwerken und kleinen Gemeinschaften beheimatet zu sein, die neben Kreativität und strategischem Bewusstsein auch eine spirituelle Stärkung auf der großen Pilgerreise schenken. Wir können nicht erwarten, dass wir ganze Volkskirchen so verändern, dass sie zur Avantgarde der neuen Schöpfung werden. Das Volk ist wankelmütig, schreit auch nach Erfahrungen von Befreiung nach den Fleischtöpfen Ägyptens oder „Kreuzige ihn!“.

Zu diesen Netzwerken gehören für mich auch Partnerschaften auf Kirchenkreis- und Gemeindeebene, die Entwicklung aus einer anderen Perspektive als Kirchenleitungen erfahren und fördern. Es gibt in unseren Partnerkirchen so viele begnadete Geschwister, die am meisten darunter leiden, dass sie von ihren Kirchenleitungen gedekelt werden. Von ihnen lernen wir, mit ihnen können wir etwas verändern. Dazu bedarf es dann aber auch des Austauschs mit Brot und EED, um Know How anzureichern und die Hebelwirkung für Veränderungen zu verstärken.

Zu diesen Netzwerken gehören die vielen begnadeten Initiativen und Gruppen weltweit, die aus den unterschiedlichsten beruflichen und gesellschaftlichen Kreisen kommen und sich für Aufklärung, soziale und kulturelle Befreiung - nicht zuletzt durch Kunst, Theater und Musik -, für Menschenrechte und Frieden einsetzen. Der Geist Gottes wirkt – Gott sei Dank! - über die Grenzen der Kirche hinaus.

Ein weiteres Feld der theologischen Reflexion betrifft das, was immer noch Entwicklung genannt wird, obwohl dieser aus der europäischen Aufklärung stammende Begriff, der seine Faszination bis in den Brandt-Bericht („Entwicklung durch Frieden und Kooperation“) zur Entwicklungszusammenarbeit von 1980 behält, ein Euphemismus ist, der keiner empirischen Betrachtung standhält. Vorausgesetzt wird mit diesem Begriff, dass es bei anhaltendem Bemühen einen kontinuierlichen Fortschritt der aufgeklärten Vernunft gibt, die im wissenschaftlich-technischen wie im kulturellen und ethischen Bereich durch herrschaftsfreien Diskurs zu immer weit reichender Autonomie von Not und Manipulation und zum friedlichen Interessenausgleich führt.

In der Reflexion biblischer Texte finden wir unsere Erfahrung bestätigt, dass Menschen diesem Entwicklungsoptimismus nicht genügen. Gegen alle Vernunft gibt es Machtgelüste, destruktive Aggression, Hinterlist, Feigheit, Boshaftigkeit, Neid, Gier, Hass, Genusssucht und Todessehnsucht.

Deshalb finden wir den Begriff „Entwicklung“ in der Bibel nicht. Und das hat nichts mit dem zeitlichen Abstand zur Moderne und Post-Moderne zu tun. Wir werden in der Bibel von anderen Schlüsselbegriffen angerührt: von „Befreiung“, „Gabe der Thora“, Bewährung „im Halten der Gebote“ bzw. im „Bekenntnis zum Evangelium“, von „Gericht“ und „Gnade“, „Schuld“ und „Vergebung“, von „Umkehr und Erneuerung“, von „Tischgemeinschaft“, „Eucharistischer Gemeinschaft“, „Glaube, Liebe, Hoffnung“, „Schabbat“ und „Schalom“, „Heil“, „Heiligung“, „Versöhnung“ und „Vollendung“. Damit will ich die Aufklärung nicht diskreditieren, sondern ihr die von Kant, Goethe und Adorno beschworene Tiefendimension zurück geben, die damit rechnet, dass unsere Menschheit nicht mit Info-Tainment und Aspirin Plus schmerzfrei ins Paradies schlittert.

Entwicklung, wie sie in unseren pädagogischen Bemühungen auf der Basis entwicklungspsychologischer Erkenntnisse angestrebt wird, ist nur eine Dimension unseres persönlichen Lebens, wenn auch eine ganz wesentliche.

Zum Gebrauch des ideologiegeladenen Begriffs „Entwicklung“ im politischen Diskurs kann ich mich aus Gründen der Zeit jetzt nicht auslassen. Das ist ein eigener Vortrag wert. Ich verweise für Interessierte hier nur auf den Artikel von Martin Wengeler: „Von der Hilfe für unterentwickelte Gebiete über den Neokolonialismus bis zur Entwicklungszusammenarbeit. Der sprachliche Umgang mit dem Nord-Süd-Konflikt“ in: Georg Stötzel und Martin Wengeler, *Kontroverse Begriffe. Geschichte des öffentlichen Sprachgebrauchs in der Bundesrepublik Deutschland*, Berlin/New York 1995.

Wenn wir in säkularer Sprache von Entwicklung reden, geht es in der Sprache des christlichen Glaubens um „Heiligung“. Und damit ist nicht höhere Effizienz im wissenschaftlich-technischen Sinn gemeint, sondern eine qualitative Veränderung der Verhältnisse der Menschen untereinander und zu Gott, und zwar jenseits aller kulturellen Unterschiede und Grenzen, wie vor allem die Korintherbriefe zeigen. Hier geht es um unser so genanntes Kerngeschäft.

Das von Bonhoeffer entlehnte Pathos vieler kirchlicher Mitarbeitender in der Entwicklungszusammenarbeit bis in die 90er Jahre hinein, zu handeln „etsi deus non daretur“ (als ob es Gott nicht gebe), und Fortschritt durch zunehmende Säkularisierung zu erhoffen, ist verblasst. Es entsprach auch nicht dem Leben Bonhoeffers, der in Arkanisziplin und vom Gebet lebte.

Entwicklungszusammenarbeit können andere auch ohne die Kirche Jesu Christi machen. Die Frage ist, was wir beitragen können und sollen, was andere so nicht im Blick haben.

Zur Beantwortung dieser Frage muss ich Ihnen noch einen kleinen Umweg zumuten. Es ist nicht ohne Ironie, dass trotz der grundlegenden Äußerung zur differenzierten Einheit von Mission und Entwicklung und zur Bedeutung religiöser und kultureller Prägungen in der Entwicklungszusammenarbeit in der Entwicklungsdenkschrift der EKD von 1973 seit der Jahrtausendwende (9/11) *staatliche und internationale Institutionen* unsere Entwicklungsdienste an den „religiösen Faktor“ erinnern mussten. Nicht nur Weltbank und Internationaler Währungsfonds setzen sich seitdem ausführlich mit „faith based organisations“ zusammen und auseinander, auch die niederländische, die schweizerische und die britische Regierung haben erhebliche personelle und finanzielle Ressourcen mobilisiert, um den Einfluss religiöser Bindung in der staatlichen Entwicklungszusammenarbeit zu begreifen und ihn zu nutzen. Die britische Regierung hat ein Multi-Millionen-Pfund-Programm für ihr Projekt „Faiths in Development“ zur Verfügung gestellt, ähnlich das niederländische Außenministerium für ihr „Knowledge Forum on Religion and Development Policy“ (Gerrie ter Haar and Stephen Ellis, *The Role of Religion in Development*, 2006).

Ter Haar und Ellis zitieren in ihrem Beitrag den indischen Wirtschaftswissenschaftler Deepak Lal, der alle sozialwissenschaftlichen Modelle als Teil einer kulturspezifischen, proselytierenden Ethik des westlichen Christentums apostrophiert. Auch andere Wissenschaftler sprechen von Entwicklung als einer Idee christlichen Strebens nach Perfektion, die in säkularisierter Form zur „coercive utopia“, zur

Zwangsideologie wurde, um eine Modellgesellschaft zu erreichen. Entwicklung wird so als säkularisierter Milleniarismus kritisiert.

Ter Haar und Ellis zitieren dann Denis Goulet, der schon 1980 von Entwicklungsexperten als „einäugigen Giganten“ sprach, die analysieren, vorschreiben und agieren, als lebte die Menschheit vom Brot allein. Sie fixieren Ziele und sind darauf fixiert, ohne auf den Weg zu achten, wie dieses Ziel eigentlich im interreligiösen und interkulturellen Dialog identifiziert werden kann und wie dieses Ziel dann in Partnerschaft auf Augenhöhe erreicht werden soll. Solche Beobachtungen, die mir kürzlich noch von einer indischen Projektpartnerin bestätigt wurden, müssen wir ernst nehmen, wenn jetzt in der staatlichen und kirchlichen Diskussion allerorten von „aid effectiveness“ und „Wirkungsbeobachtung“ gesprochen wird.

Was Entwicklung bedeutet, ist angesichts der sehr lebendigen verschiedenen religiösen und kulturellen Kontexte nicht common sense. Um im Geiste Jesu Christi zu Frieden, Gerechtigkeit und zur Bewahrung der Schöpfung beitragen zu können, müssen wir, wie Karel August und Theo Sundermeier nicht müde werden zu betonen, inkarnatorisch bzw. in Konvivenz leben. Dies war jedenfalls in den besseren Tagen der Mission eine Grundbedingung für Missionarinnen und Missionare. Dazu gehört der unbedingte Respekt vor den Überzeugungen derer, mit denen ich zusammenarbeiten möchte. Im Dialog wird sich dann zeigen, was im jeweiligen Kontext unter dem verstanden wird, was wir Entwicklung nennen, was Partnerschaft bedeutet oder auch nicht, was Wohlstand bedeutet, Zufriedenheit und Glück.

Der Versuch vieler post-kolonialer Eliten im Globalen Süden, ohne die in ihrem Land existierenden Glaubensgemeinschaften ein lebensfähiges und für die Bevölkerung überzeugendes Staatswesen zu schaffen, resultierte aus importierten westlichen bzw. vulgärmarxistischen Ideologien und wurde von den Bevölkerungen mehrheitlich nicht akzeptiert. Surinder S. Jodhka, Soziologieprofessor in Neu Delhi, beschreibt die Versuche Nehrus, Indien nach Ende der britischen Kolonialherrschaft auf säkular-sozialistischer Basis zu einem „modernen“ Staat zu machen. Nicht nur Gandhi war ein erklärter Gegner dieses Versuchs, weil er der Überzeugung war, dass die Menschen so ihre Seele verlören. Sein Kollege Umakant Mishra weist nach, dass von Beginn an acht Bewegungen auf religiöser Grundlage, darunter eine das Christentum, von ihren jeweiligen Überzeugungen her versuchten, auf ganz unterschiedlichen und auch widerstreitenden Wegen den Herausforderungen von Armut, Elend und Diskriminierung zu begegnen.

Wir wissen, welche Bedeutung christlicher Glaube im 20. Jahrhundert auf dem afrikanischen Kontinent gewann. Die Zahl der Christinnen und Christen stieg in einem Jahrhundert um das Zehnfache. Nicht anders in Lateinamerika. Die größte Überraschung ist das enorme Wachstum von Gemeinden presbyterianischer Prägung in China. Es ist abzusehen, dass in China die größte protestantische Glaubensgemeinschaft weltweit entsteht. Und sie ist mittlerweile auch von der Regierung als wichtige zivilgesellschaftliche Kraft im sozialen Bereich anerkannt.

Erstaunen und vielleicht auch Beunruhigung weckt das Wachsen charismatischer und pentekostaler Bewegungen weltweit, besonders in Afrika und Lateinamerika. Neben den üblen Spielarten der „prosperity gospel“ – Anhängerschaft, die individualistisch und apolitisch denkt und in einigen Staaten Afrikas und Lateinamerikas im „Kampf gegen den Kommunismus“ oder gegen soziale Unruhe im eigenen Land in

den 90er Jahren bewusst unterstützt wurde, entwickeln sich seit mehr als dreißig Jahren konfessionsübergreifend, aber auch innerhalb der so genannten „mainline churches“ Formen christlicher Frömmigkeit, die durchaus emanzipatorischen Charakter haben.

Prof. Dr. Graciela Chamorro, ehemals Mitarbeiterin des EED, schreibt 2000 in ihrem Artikel über „Mission und Entwicklung“ (in „Die Hoffnung heißt Leben – Entwicklung, Mission und Ökumene“, EED Dokumentation 2001), dass als Antwort auf die verheerenden Auswirkungen der neo-liberalen Globalisierung die Pfingstkirchen in Lateinamerika auftauchen und die Ausgeschlossenen und Vergessenen würdig aufnehmen, ihnen Lebenssinn vermitteln, solidarische Netzwerke schaffen und die Kraft dieser Menschen erwecken, ihr Leben in einer verbindlichen Gemeinschaft zu meistern. „Die pfingstlerischen und charismatischen Bewegungen verfügen über eine Magie, das tägliche Chaos der Menschen in Kosmos zu verwandeln.“

André Karamaga, Generalsekretär der All African Conference of Churches, schrieb mir unlängst, dass dieser Prozess in Afrika schon seit 30 Jahren stattfindet und nicht bedeutet, dass Christinnen und Christen dadurch notwendigerweise unpolitischer würden. Karel August weiß aus erster Hand, wie politisch und gesellschaftlich aktiv Pfingstler in Südafrika sind. Prof. Bergunder attestiert dasselbe für einige Bewegungen in Lateinamerika.

Nebenbei: weltweit, und nicht zuletzt in den USA, gewinnen innerhalb des evangelikalen Spektrums emanzipatorische gesellschaftspolitische Bewegungen in der Entwicklungszusammenarbeit spürbar an Bedeutung. Und, wie ter Haar und Ellis vermerken, entwickelte sich in Afrika südlich der Sahara auch eine erstaunliche Zahl islamischer Nichtregierungsorganisationen. Sie stieg von 138 im Jahr 1980 binnen zwanzig Jahren auf 891.

Ich komme zurück auf meinen Versuch, die Frage nach unserem spezifischen Beitrag zum Entwicklungsdienst zu beantworten.

Zunächst resümiere ich aus dem eben Gesagten, dass wir viel Grund zur Freude über all das haben, was Gott in der Welt auch ohne unser Zutun erreicht. Wir sehen mit Erstaunen den Reichtum von überzeugenden Beiträgen christlicher, aber auch nicht-christlicher Provenienz zur Überwindung von Not, Gewalt und Hoffnungslosigkeit.

Das zweite Resümee ist, dass wir eine lange Wegstrecke des Zuhörens und Lernens vor uns haben, um angemessen darauf einzugehen, dass der Mensch nicht vom Brot allein lebt und wie Menschen in ihren verschiedenen Kontexten sich ein menschenwürdiges Leben vorstellen.

Drittens: Es ist unsere – angesichts unseres geistesgeschichtlichen und politischen Erbes nicht einfache – Aufgabe, trotz der Fehler und Versäumnisse unser Verständnis christlichen Glaubens und christlichen Dienstes nicht hinter dem Berg zu halten und in den vielstimmigen Chor der spirituell begründeten Entwicklungskonzepte einzubringen. Dazu zähle ich die Konsequenz, die wir aus unseren Erfahrungen religiöser Intoleranz und staatlichen Totalitarismus´ gezogen haben. Leider spielt Religion eine ambivalente Rolle, und wie die katholischen Missiologen Bevans und Schroeder in ihrem Standardwerk „Constants in Context – A Theology of Mission for Today“ beklagen, gibt es in allen großen Religionsgemeinschaften eine nicht zu übersehende Neigung zu autoritären und simplifizierenden Mustern der Kommunikation. Dadurch wächst Gewaltbereitschaft. Wir sind mit dieser Frömmigkeit in der Christenheit, aber

auch jenseits dieser Grenze, eine kleine Minderheit, sollten aber nicht nachlassen, aus unserem Glauben heraus für Toleranz, Dialog und Selbstkritik einzutreten. Dazu gehört auch das unermüdliche Eintreten für die Autorität der Menschenrechte, für ihre Universalität und Unteilbarkeit. Nach einer beachtlichen Phase der „Menschenrechtseuphorie“ finden wir gegenwärtig den Trend, ihre Bedeutung zu relativieren, auch durch eine problematische Weise der Kontextualisierung.

Zudem gibt es in charismatischen, pentekostalen und evangelikalen Bewegungen eine Tendenz, Kommunitarismus angesichts von „failing“ und „failed states“ als dauerhaften Ersatz für staatliches Handeln zu akzeptieren. Es scheint mir aber nicht verheißungsvoll zu glauben, dass der Verzicht auf rechtsstaatliches Gewaltmonopol und staatliche Sorge für die Infrastruktur in einer globalisierten Welt langfristig ohne katastrophale Konsequenzen bleiben kann. Wir haben die Aufgabe, mit der 5. These der Barmer Theologischen Erklärung daran zu erinnern, „dass der Staat nach göttlicher Anordnung die Aufgabe hat, in der noch nicht erlösten Welt, in der auch die Kirche steht, nach dem Maß menschlicher Einsicht und menschlichen Vermögens unter Androhung und Ausübung von Gewalt für Recht und Frieden zu sorgen.“ Dabei erinnert die Kirche „an Gottes Reich, an Gottes Gebot und Gerechtigkeit und damit an die Verantwortung der Regierenden und Regierten.“

Eine weitere Aufgabe sehe ich darin, besonders im Dialog mit der Pfingstbewegung, die Bedeutung der paulinischen Theologie des Kreuzes hoch zu halten. Es gibt einen Hang zu christlichem Triumphalismus, der in herbe Enttäuschung umschlagen kann. Die Erfahrung des Paulus, dass Gottes Kraft ihre Vollendung am Ort der Schwachheit findet (2 Kor 12,9), ist eine Freudenbotschaft für die Schwachen, aber auch eine Mahnung an die, die sich ihrer (geistlichen) Stärke allzu sicher sind und glauben, sie könnten mit ihrer intensiven Frömmigkeit über Gott verfügen.

Aber diese Spitze der paulinischen Theologie nötigt auch uns zur Selbstkritik. Wir regen, so Bernhard Dinkelaker, unsere Partner im Süden gern an, ihre Geschichten zu erzählen und ihre Verwundbarkeit zu offenbaren, ohne dass wir ihnen folgen würden. Auch unsere Ratlosigkeit, unsere Ohnmacht, unser Versagen, unser Verwerfen vergangener Konzepte gehört in diesen Dialog, sonst bleibt er paternalistisch.

Das schließt die Bereitschaft ein, im interreligiösen Dialog auch meine Identität ein Stück weit aufs Spiel zu setzen, wenn es denn wirklich um mehr gehen soll als um den freundlichen Austausch von Überzeugungen. In einer Welt, die ungeheuren Orientierungsstress verursacht, ist die Versuchung zu fundamentalistischen Kurzschlüssen groß. Jesus hat mit seiner Auferstehung einen Spielraum eröffnet, der ähnlich wie im jüdisch-christlichen Dialog zu ganz unvorhergesehenen Ergebnissen führen kann.

In unseren eigenen politischen Kontext hinein haben wir mit einem christlichen Entwicklungsdienst zu bezeugen, dass qualitative Transformationsprozesse nicht durch sektoral begrenzte und durch einzelne Projekte und Programme fragmentierte Zielprojektionen erreicht werden, sondern langfristig angelegt werden müssen. Wachstum und Gedeihen sind nicht auf Flaschen zu ziehen und brauchen Geduld, ehrliche Solidarität und das, was wir im kirchlichen Sprachgebrauch „koinonia“ nennen.

Die Politik sollte durch uns auch lernen, anzuerkennen, dass hinsichtlich staatlicher Treuhandmittel kirchlicher Entwicklungsdienst nicht alles ausschließen kann, was mit der Förderung kirchlichen Lebens zusammenhängt. Die saubere Trennung von

Zeugnis und Dienst, die uns da mehr oder weniger rigoros abverlangt wird, stößt schon in Osteuropa auf Unverständnis, ganz zu schweigen von Partnern außerhalb Europas.

Im Konzert der Entwicklungsdienste so genannter Geberländer hat eine christliche Stimme m. E. auch die Aufgabe klar zu machen, dass die Menschen, denen geholfen werden soll, nicht auf ihre Defizite oder auf ihren Opferstatus fixiert werden dürfen, sondern verheißungsorientiert auch in ihren Begrenzungen Subjekte sind und ein verbrieftes Recht auf „Entwicklung“ haben. (Erklärung der VN 1986)

Im ökumenischen Dialog, ganz wesentlich auch durch die theologische Auseinandersetzung mit der Shoa, mit den verschiedenen Befreiungs- und Volkstheologien sowie mit feministischer Theologie, haben wir gelernt, dass religiöse und kulturelle Traditionen, einschließlich christlicher, auch unterdrücken, ja strukturell repressiv sein können. In der ökumenischen Diskussion der 90er Jahre schälte sich hinsichtlich des Kriteriums für die Beurteilung von kulturellen und religiösen Systemen heraus, dass die Opfer und ihre Erfahrungen der Maßstab zur Beurteilung sind.

Dies ist seit früher Zeit in der biblischen Überlieferung verankert. In Ex 3,7 heißt es: „Ich habe das Elend meines Volkes in Ägypten gesehen, und ihr Schreien über ihre Antreiber habe ich gehört, ich kenne seine Schmerzen.

In diesem Sinne ist es m. E. trotz aller Schwierigkeiten unsere Aufgabe, zunächst einmal in der Kirche Jesu Christi selbst darauf zu drängen, dass kulturelle Traditionen nicht weiterhin zur Diskriminierung von Frauen und zur Ausbeutung von Kindern erhalten müssen.

Noch einen möglichen Beitrag will ich im Kontext des Protestantismus nennen. Eine Kirche des Wortes weiß um den reichen Schatz der biblischen Texte. Er ist in Basisgemeinden verschiedener Konfessionen und in kontextuellen Theologien farbenprächtig entfaltet worden. In unseren eigenen theologischen Begründungen von kirchlichem Entwicklungsdienst finde ich zumeist ziemlich blutleer aneinander gereihete biblische Belegtexte für eine trinitätstheologische Grundlegung unseres Entwicklungsdiensts. Der Schatz der Tora, der prophetischen und weisheitlichen Traditionen in der Hebräischen Bibel wird oft genug mit der Bemerkung, man könne die Aussagen nicht einfach auf unsere heutige Zeit anwenden, diskreditiert.

Es bleibt dann z.B. zu unserem Erstaunen einer ziemlich bunten Erlassjahrenbewegung überlassen, eine biblische Tradition ohne institutionelle religiöse Sprachregelung im Alltag ernst zu nehmen. Und was sagt Frau Wieczorek-Zeul? „Wahrscheinlich hat die Erlassjahrkampagne ganz wesentlich dazu beigetragen, dass im Jahr 2000 die Millennium Development Goals formuliert wurden.“

Obwohl lange nicht fertig, ein Ausblick zum Schluss: Konrad Raiser zitiert in einem noch unveröffentlichten Aufsatz den orthodoxen Theologen K.M. George, der eine „Spiritualität der Entwicklung“ aus dem Ereignis der eucharistischen Gemeinschaft mit Gott entfaltet und sagt: „Jede Form der Entwicklung ist letztlich nichts anderes als eine dankbare (eucharistische) Antwort auf die Quelle des Lebens. Produktion, Verteilung und Konsum müssen zu Akten der Danksagung werden.“ (K. M. George, Towards a Spirituality for Development)